Konkurrenz, welche ihnen die Kioske und die mit großen Handwagen herumfahrenden Händler und Händlerinnen bereiten, ein erträgliches Geschäft zu machen. Die Festtage sind ihnen besonders günstig, und zu solchen sind nicht bloß die offiziellen Feiertage zu rechnen, sondern auch die vielen populären Namenstage, wie Marie, Marguerite, Jean, Jeanne, Louis, Pierre, Paul, Josef und diese andere. In der Tat besteht in Paris wie kaum irgendwo in Frankreich, der Brauch, den Anverwandten und Freunden zu „ihrem Feste“ einen Strauß Blumen zu schenken. Den Rekordverkauf an Blumen aber erreicht alljährlich der 14. Juli, wo alt und jung sich mit einem Sträußchen, womöglich in den Nationalfarben blau-weiß-rot, schmückt und am Nachmittage der ganze große Blumenvorrat von Paris sich im Knopfloch der patriotischen Citoyens und auf der Sommerbluse der nicht minder vaterlandsliebenden Citoyennes befindet.

„Was die Stadtviertel betrifft, in welchen das Geschäft am meisten blüht“, so wären vor allem die großen Boulevards mit ihren zahllosen Cafés zu nennen, wo die Gäste von den vorüberkommenden Blumenmädeln gern ein Sträußchen kaufen. Allerdings heißt es hier acht haben und nicht länger als ein paar Augenblicke an derselben Stelle verweilen; denn der grimmige Sergot hat den gemessenen Auftrag, allsobald einzuschreiten, wenn sich irgendeine Stockung im Verkehr ergibt. Drückt der wackere Hüter des Gesetzes auch gern ein Auge zu und schaut für einen Moment „nach der anderen Seite“, so heißt es doch, diese Nachsicht nicht mißbrauchen. Wie sehr die ehrlich um ihre Existenz kämpfenden jungen Geschöpfe diese Nachsicht verdienen, vermag der am besten zu ermessen, welcher sie an den naßkalten Tagen des Pariser Winters hat ihrem Gewerbe nachgehen sehen. Die sie zu arm sind, um sich mit warmen Kleidungsstücken zu versorgen, leiden sie, besonders im Zugwind an den Brücken (diese gelten als „gute Verkaufsstellen“), manchmal täglich unter den Unbilden der Witterung. Doppelte Ehre gebührt ihnen da, wenn sie es verschmähen, den Lockungen der Weltstadt nachzugeben und stolz und tapfer bleiben, bis sich ihr Los nach und nach bessert. Das ist durchaus nicht immer so unmöglich, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Mehr als eine Besitzerin der ständigen Boulevardkioske begann „mit ein paar Sou“ ihre „Laufbahn“ und hat heute eine gesicherte Existenz — wünschen wir sie allen kleinen Blumenmädeln, die sich, trotz Wintersnot und trotz Monsieur Lépine, mutig durchs Leben schlagen!

In welchen Jahren ist die Frau am schönsten?

Der hochbetagte französische Landschaftsmaler Harpignies erklärt, die Jahre von 16 bis 20 seien die der größten Schönheit der Frau; sein Landsmann Gabriel Ferrier, ebenfalls Maler und außerdem Professor an der Schule der schönen Künste in Paris, meint etwas ausführlicher, noch Musset habe die Jahre von 19 bis 25 für die der größten Frauenschönheit erklärt, heute aber sei es anders, und man finde Frauen zwischen 25 und 30, die auf dem Gipfel ihrer Schönheit angelangt seien. Ein dritter französischer Künstler endlich, der Bildhauer Boucher, setzt als Grenzjahre 16 und 30 an. Ein amerikanisches Blatt hat jüngst eine Rundfrage unter den Amerikanern veranstaltet, um zu einem Endurteil zu kommen, allein die eingegangenen Antworten lassen kein solches zu. Die angesehenste amerikanische Schriftstellerin Ella Wheeler Wilcox unterscheidet zwei Typen der Frauenschönheit. Einige Mädchen, so erklärt sie, sind mit 14 Jahren sehr hübsch, aber wenn sie älter werden, um die 16 herum, beginnt ihre Schönheit zu schwinden, und sie haben bald darauf Alltagsgesichter. Umgekehrt gibt es Mädchen, deren Aussehen bis zum 16. Jahre nichts Ungewöhnliches zeigt, die aber von dieser Zeit an schöner und immer schöner werden, bis sie mit 25 Jahren oder später zu aufgeblühten Schönheiten geworden sind. Liebe und Mutterschaft spielen bei der Entwicklung der Schönheit nach Ansicht der Frau Wilcox eine große Rolle. Schließlich entscheidet sie sich dafür, daß die Frau „mit 28 Jahren das ideale Schönheitsalter“ habe.

Der amerikanische Bildhauer Borglum meint, die höchste Schönheit der Frau werde nicht in einem bestimmten Alter erreicht, um alsbald wieder nachzulassen, sondern sie erstrecke sich über eine ganze Reihe von Jahren und laufe parallel mit der Zeit der Wertschaft. Als Anfang setzt er dabei das 18. Jahr fest, und das Ende fällt mit dem Beginne der vierziger Jahre zusammen. Ein anderer amerikanischer Künstler, der Zeichner Harrison Fisher, unterscheidet, ähnlich wie Frau Wilcox, zwei Typen, nämlich den Mädchentypus, den er als „Schulmädeltypus“ bezeichnet, und den eigentlichen Frauentypus. Das Alter, das er für die eigentliche Frauenschönheit ansetzt, liegt dem, das Frau Wilcox gewählt hat, auffällig nahe. Fisher bezeichnet nämlich das 29. Lebensjahr als das der größten Schönheit. Er schränkt jedoch die Schärfe dieses Urteilsspruches durch den Zusatz ein, von dem Tage verblasse die Schönheit einer Frau, wo man ihr ansehen kann, wie alt sie ist. Die interessanteste Antwort stammt von William Russell, einer der bekanntesten amerikanischen Schönheiten, die das 50. Lebensjahr schon überschritten hat, aber trotzdem noch als hervorragende Schönheit gilt. Ihre Antwort besteht gewissermaßen aus einem theoretischen und einem praktischen Teile. Theoretisch meint sie, die Frau erreiche mit 35 Jahren, zur Zeit der vollen körperlichen Reife, die größte Schönheit, und zum Beweise hierfür nennt sie die Venus von Medici, die sie (unbekümmert darum, daß als Modell doch wohl eine Südländerin gedient hat) als 35jährig einschätzt. Praktisch jedoch ist sie der Ansicht, die größte Schönheit einer Frau sei mit 35 Jahren erreicht und dauere so lange, wie sie diese Schönheit richtig pflegt. Sie selbst liefert hierfür den lebenden Beweis.

Wie alt ist der vollkommene Liebhaber?

Das Männerideal der Engländerin von heute ist nicht der Jüngling zwischen 30 und 40 Jahren, sondern der gereifte Mann von 40 und mehr Jahren. Dies ist das Urteil, zu dem Frau Port Miller, eine angesehene Schriftstellerin, aus eigener Erfahrung gekommen ist. Was sie aus eigenem Erleben weiß, haben ihre viele Geschlechtsgenossinnen, die sie darum befragt hat, bestätigt, und die Gründe, die andere hierfür anführten, weichen von ihren eigenen nur wenig ab. „Es macht nichts aus“, sagt Frau Miller, „wenn sein (des Liebhabers) Haar schon graue Fäden enthält und wenn er feie Gewohnheiten hat. Er ist trotzdem anziehender als der Jüngling von zwanzig oder der selbstzufriedene Mann von dreißig. Er ist ein nachdenklicher, überlegsamer, dabei entschlossener Mann, und vor allem: er kennt seinen eigenen Wert.“ Die weiteren Vorzüge des Mannes von vierzig als Liebhaber, der zum Gatten in Aussicht genommen ist, stellt die Engländerin sogenendermaßen zusammen: er weiß gut zu reden. Er hat gewöhnlich reiche Erfahrung im Leben und weiß, was er sagen soll und was seine Gefährtin interessiert. Der junge Mann dagegen geht gewöhnlich in sich selbst auf. Bei Frauen erweckt er den Eindruck, als erwiese er ihnen durch seine Gegenwart eine Vergünstigung. Der Junggeselle von vierzig ist darüber längst hinaus. Er läßt eine Frau stets fühlen, daß es ihm ein Vergnügen ist, mit ihr zusammen zu sein. Er tut alles, um ihr zu gefallen und läßt keine gesellschaftliche Höflichkeit außer acht, wie es junge Männer tun. Vor allem aber ist er ein guter Kamerad. Er ist selten launenhaft oder niedergeschlagen, und ist als Liebhaber ein Mann, auf den eine Frau sich verlassen kann. Das wichtigste aber ist, daß er sich wirklich gibt, wie er ist. Wenn man ihn heiratet, bleibt er der, der er war, im Gegensatz zu jungen Männern, die sich als ganz andere entpuppen, wenn die Zeit der ersten Liebe verflogen ist. Soweit die Auseinandersetzungen der englischen Schriftstellerin, die, namentlich für englische Verhältnisse, viel Wahres enthalten. Andere Frauen haben hierzu noch etwas hinzugefügt. Ein junges Mädchen von zwanzig Jahren erklärt z. B.: „Ich liebe den Mann mittleren Alters, weil er mich fühlen läßt, daß ich etwas bin. Solche Männer sagen immer angenehme Dinge. Sie sehen, wie man gekleidet ist, während junge Männer für Spitzen und Bänder keine Augen haben.“

Kostbare Frauenhaare.

Frauenhaar ist eine kostbare Ware, aber wohl selten wird für den natürlichen Kopfschmuck eines Mädchens ein ganzes Vermögen bezahlt worden sein, wie dies vor kurzem in Sizilien geschah. Einer jungen Sizilianerin hatte die Natur in einer freigebigen Laune das schönste Haar verliehen, das man weit und breit antreffen konnte. Es fiel nicht nur durch seine ungewöhnliche Fülle auf, noch mehr rühmten seine Bewunderer die vollkommene Schwärze und die weiche, wellige Feinheit. Herren bewarben sich darum, mit ihr auszugehen, weil sich alle Blicke sogleich bemerkend auf ihr wandten. Aber da die sizilianische Etikette streng ist, wurde das Mädchen unter der treuen Obhut seiner Eltern in einem kleinen Dorf nahe bei Palermo gehalten. Da kam eines Tages ein gut gekleideter Fremder, den man an der Sprache als Neapolitaner erkannte. Erst sprach er von Orangen und Zitronen, aber als man wärmer geworden war, ging er geradezu auf sein Ziel los. „Wollen Sie mir Ihr Haar verkaufen?“ fragte er, und die Schöne antwortete rasch im Scherz: „Ja, aber nur für 100 000 Lire.“ Aus dem Scherz wurde Ernst; der Händler erklärte sich bereit, diese Summe zu zahlen. Und nun geriet das ganze Dorf in Aufregung. Die Eltern zögerten noch; alle Freunde und Verwandten, auch der Pfarrer, wurden befragt; aber schließlich entschied man doch, daß Geld besser sei als Haare. Die langen schwarzen Wellen fielen unter der Schere, und der Vater nahm glücklich die große Summe in Empfang, beruhigt über die Zukunft seiner Tochter, der es auch mit spärlichem Haar bei einer solchen Mitgift an Freiern nicht fehlen kann. Diese Geschichte ist bezeichnend für den hohen Ruf, den das sizilianische Haar auf dem Haarmarkt genießt und der immer mehr alle anderen Qualitäten zurückdrängt. Es ist etwas ganz Alltägliches, daß Bäuerinnen ihre schönen Flechten in die Stadt tragen, wo sie dafür, wenn auch nicht solche Riesensummen, so doch ihre 100 bis 120 Lire erhalten. Auf allen Straßen und Märkten Siziliens kreisen jetzt die Haarkünfer herum und suchen die Mädchen und Frauen zu der Opferung ihres Kopfschmuckes zu überreden. „Zwei und drei Lire das Rotolo!“ rufen sie. Ein Rotolo ist 800 Gramm. Selten verläßt ein Schiff Palermo, ohne Frauenhaar im Wert von 4000 bis 20 000 Mark nach Newyork mitzunehmen.

Lustige Ecke.

* Entgegenkommend. Dorfpolizist: „Wir können Sie nicht einsperren, der Schlüssel zum Arrest ist verloren gegangen.“ — Gauner: „Darf ich Ihnen vielleicht meine Dietriche anbieten?“

* Die Weckuhr. „Liebes Kind, warum läufst Du am hellen Tage mit der Weckuhr umher?“ — Karlchen: „Mein Bein ist eingeschlafen.“ („Klods-Hans“.)

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 52 des Jahrgangs 1912: „Juni“.

Richtige Lösungen gingen ein 23. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 34. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von G. Plaß, Hermann Mertens, Ernst Göpe, Hertha und Elly Martin, Heinz Pannicke, A. Müller, Richard Lindner, Kurt Linke, Wilhelm Kelterer, Carl Schmidt, J. Nethe, Rechnungsrat Albrecht, Frau Dr. Hötte, Ingeborg Ebert, Grete Aß, Max Würzburg; von auswärts: Helene Rottig-Merseburg, Oskar Dietrich-Wernigerode, Lotte Möhring-Dölau, G. Beckert, Cöthen, E. Pflug-Nieder-Clobican, Lina Oertel-Breslau, Herta Taube-Osendorf.

Die Prämie:
Straffers deutsches Preis-Kochbuch

erhielt auf **Ingeborg Ebert, hier.**

Rätsel.

Fürsten, die es sonst getan,
Sind nun längst gestorben.
Tut es ein gemeiner Mann,
Ist es dran verdorben.
Nur der Weinwirt, der es tut,
Hat dadurch erworben.

Die Prämie: Novellenbuch neuer deutscher Meister, eleg. geb.

herausgegeb. Heinrich Spiero.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

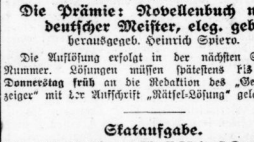
Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

Bei einem Bierlanch, der bis 241 gespielt wird, steht V. auf 97, M. auf 232, H. auf 150. Als nun V. in den ersten 5 Karten alle 4 Jungen und noch ein As aufhebt, kondoliert er M. zu seinem bevorstehenden Ende. Der aber meint, daß er vor seinem seligen Ende noch ein Sieben seiner besonderen Lebenskraft geben möchte und sängt an zu reizen. Schließlich paßt V. und M. macht auf folgende Karte:

bA, 10, K; cA. 10. K; dK, 9, 8, 7.

Deutsch.



Französisch.

Picaue-Aß, Picaue-Zehn, Picaue-König, Coeur-Aß, Coeur-Zehn, Coeur-König, Carr-Dame, Carr-Neun, Carr-Acht, Carr-Sieben.

ein Spiel, das er zu seinem eigenen Erstaunen gewinnt und das soviel kostet (Solo erhöht), daß nicht nur H., sondern auch noch V. umgebracht wurde. Jeder der Gegner hatte ein Aß. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 51.

Touniert wurde aB; der Spieler läßt es bei Farbe und findet noch b7, gedeckt wird c4, d9.

Kartenverteilung:

B. a, b, c8, a9, 7; bK, D, 9, 8, 7.
M. a10, K, D; b10; c A, K, D; dA, 8, 7.
D. dB, aA, 8; bA; c10, 8, 7; d10, K, D.
Skat: c4, d9.

Spiel:

Der Spieler zieht mit den 3 Jungen alle Trümpfe heraus und gibt nur einen Stich ab: b7, b10, bA (—20.

Druck und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 1 — **Halle a. S., Sonntag, den 5. Januar** — **1913**

Dine traurige Leidensgeschichte.

Aus dem Schwedischen von **Bert Sanders.**

Es war ein ungewöhnlich anstrengender Tag nach einer schweren Nacht, die ich zum größten Teil bei einem Kranken verbracht hatte, ohne daß all meine Mühe und Anstrengung von Erfolg gekrönt wurde. Nachdem ich ein paar Stunden geschlafen hatte, begann meine Sprechzeit, das Wartezimmer war übervoll, und ich mußte all meine Energie aufbieten, um jedem Anliegen meiner Patienten mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen. Da gab es Krankheiten jeder Gattung und Klagelaute in allen Tonarten, und wenn der eine fertig war, begann der nächste. Mit einem Seufzer der Erleichterung öffnete ich dem letzten die Tür. Es war ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, den ich dem Aeußern nach kannte und dessen Anblick mich stets unangenehm berührte. Sonderbar, denn ich gehöre nicht gerade zu denen, die unter dem Einfluß ihrer Sympathien oder Antipathien stehen. Meine Frau war sehr interessiert, als ich einmal flüchtig über diesen unbehaglichen Eindruck sprach; mit Eifer nahm sie die Sache auf und entwickelte mit großer Beredsamkeit eine Menge meiner Meinung nach lächerlicher Theorien, um die Ursache meines eigentümlichen Widerwillens zu beweisen. Dieser hing weder mit irgend einer Präexistenz noch mit magnetischen Strömungen zusammen, sondern beruhte sicherlich darauf, daß ich wenig Vorteilhaftes über ihn gehört hatte. Ich hatte mich nie näher auf seine vielbesprochenen Angelegenheiten eingelassen, die Einzelheiten waren mir entfallen, und nun tauchten sie wieder in mir auf. Es war eine Verlobungsgeschichte ganz alltäglicher Art. Der junge Jurist hatte, wie es oft geschieht, sich aus Spekulation mit einem reichen Mädchen verlobt. Ich kannte sie nur ganz flüchtig, war ihr zuweilen in Gesellschaften begegnet, wo sie eine hervorragende Rolle spielte, teils auf Grund des Geldes, das ihr Vater besaß, teils durch ihre anmutige Persönlichkeit. Ich erinnerte mich ihrer nun ganz genau, sie war groß und schlank, mit blauen Augen und braunem Haar, ein heiteres blühendes Gesicht, umstrahlt vom Sonnenschein der Jugend und des Glückes, vielleicht auch mit einem Anflug von Uebermut. Das liegt so nahe, wenn man vom Leben bevorzugt ist. Doch dann kam die große Veränderung, der ökonomische Krach, aus dem die Familie mit Mühe ein mittelmäßiges Einkommen rettete, und die aufgelöste Verlobung war die direkte Folge jenes Unglücks. Fräulein Maria nahm die Sache sehr schwer. Die Verlustte ihres Vaters sowohl, die ihrem Leben eine nie geahnte Wendung gaben, wie auch ihre eigenen zerstörten Zukunftsträume. Man sprach davon, daß sie krank geworden sei, doch dann verstummten alle Gerüchte über die Familie. Die ganze Geschichte stand vor mir, als ich hinter dem ehemaligen Bräutigam die Tür schloß. Doch sonderbar, er hatte bei dieser persönlichen Berührung einen ganz anderen Eindruck auf mich gemacht, als früher auf der Straße. Sobald er zu sprechen begann, empfand ich eine gewisse Sympathie für ihn, ein Gefühl, das sich im Laufe der Unterhaltung steigerte. Sein Besuch dauerte recht lange. Er schien ein Mann von großer Bildung und vielseitigen Interessen zu sein. Doch kein glücklicher Mensch.

Nachdem er gegangen war, setzte ich mich in den großen Lehnsessel, um mir einige Minuten Ruhe zu gönnen, bevor ich mit meinen Krankenbesuchen begann, schloß die Augen und empfand halb jenes behagliche Dämmern, das den nahenden Schlaf verrät. Da kam mir ein leichter Geruch blickte ich mich um, es schien jemand im Wartezimmer auf einen Stuhl gesunken oder den Fußboden gescharrt zu haben. Merkwürdig, die Besuchszeit war ja längst vorüber, und ich wußte, daß ich draußen die Tür geschlossen hatte. Ich erhob mich, um nachzusehen, wer da hereingekommen war, aber ob ich mich vielleicht getrrt hatte. Als ich die Tür öffnete, erblickte ich wirklich eine fremde Dame. Sie saß in einem Korbstuhl, wandte mir den Rücken zu und lehnte den Kopf etwas hinten über. Erst, als ich sie ansprach, bewegte sie sich. Dann erhob sie sich langsam, und wie mir schien, etwas mühevoll, und als sie sich umwandte, erkannte ich Fräulein Maria in ihr. Ja, sie war es, ohne Zweifel, doch fand ich sie im höchsten Grade verändert. Das Gesicht war so bleich, fast grau, die Augen unnatürlich groß, mit tiefen, schwarzen Schatten, die Züge schlaff und müde. Sie neigte leicht grüßend den Kopf, ohne mir die Hand zu reichen und ging vor mir in das Sprechzimmer. Es war etwas Eigentümliches in ihrer Art, sich zu bewegen und besonders in dem tiefen, ernsten Blick, der an mir vorüber zu gleiten und etwas weit Entferntes zu suchen schien. Sie stand einen Augenblick in der Tür, atmete tief und sah sich forschend um. Dann ging sie direkt auf den großen Stuhl zu, der an der Seite des Schreibtisches stand und stets von meinen Patienten eingenommen wurde. Es sind keine heiteren Dinge, die ich von diesem Stuhl aus schon zu hören bekommen habe in Unruhe, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung, eine ganze Symphonie menschlichen Jammers. Ich bin an dergleichen gewöhnt und wenn ich dem auch nicht gleichgültig gegenüber stehe, so hat die Gewohnheit meine Nerven doch abgehärtet und mein Mitgefühl abgestumpft, mich über die Not anderer aufzuregen.

Aber selten habe ich eine so traurige Leidensgeschichte gehört, wie diese, obgleich die Patientin ganz still da saß, ohne ein Wort, ohne eine Klage, ohne eine Träne. Das Tageslicht fiel scharf auf ihr Gesicht. Sie hatte die große, volle Boa von den Schultern gleiten lassen, und ich sah nun deutlicher als zuvor die Verheerungen der Krankheit. Mein geübtes Auge hatte mich nicht betrogen, als ich schon draußen im Wartezimmer die Krankheit zu erkennen glaubte. Es war zweifelsohne Tuberkulose, die bereits weit vorgeschritten. Wie ein Blitz durchfuhr es mich plötzlich, wie merkwürdig dieses Zusammentreffen war. Auf demselben Stuhl hatte vor kaum einer halben Stunde der Bräutigam gesessen, und nun saß sie da, unbeweglich und still, blickte vor sich hin, als ob sie jemand erwarte, der nicht kam. War es vielleicht eine Verabredung zwischen den beiden? Oder hatte sie ihn hergehen sehen und war ihm gefolgt? Was war das eigentlich?

Gerade als ich meine schweigsame Patientin fragen wollte, was sie denn zu mir führte, klingelte das Telephon, und mit ein paar Worten der Entschuldigung stand ich auf und ging an den Apparat. Das war wieder er, der Bräutigam. Er schien nervös und ein wenig geniert, als er in hastigem Tone fragte, ob er vielleicht bei mir etwas vergessen habe. Gleich nachdem er mich verlassen, hätte er bemerkt, daß ihm ein Gegenstand fehle, den er stets bei sich zu tragen pflege, eine Kleinigkeit eigentlich, die jedoch für ihn einen gewissen Wert besitze. Es war ein kleines Medaillon, das er an der Uhrkette trug, mit dem Bilde seiner Mutter und einem anderen Andenken. Er wäre mir sehr dankbar, wenn ich darauf achtgeben und es ihm zustellen wollte. Er wisse, daß er es noch besessen hätte, als er zu mir gekommen war und hätte den Verlust bemerkt, als er draußen in die Straßenbahn gestiegen sei. — Gewiß, ich wollte danach suchen lassen, bis jetzt hätte ich aber noch nichts gesehen. — Schluß.

Mit fragendem Blick wandte ich mich nach meiner Patientin. War sie deswegen gekommen? Wie konnte sie ahnen —? Aber das war ja unbenkbar.

Ich strich mir über die Stirn und wollte gerade um Entschuldigung bitten, weil ich sie warten lassen mußte, als ich zusammenfuhr und einen Schritt zurückwich. Der Stuhl war leer. Während ich am Telephon beschäftigt war, war sie gegangen, still wie ein Geist, ohne ein Wort, ohne Abschied. Was hat sie denn eigentlich gewollt? Ich öffnete die Tür zum Warteraum. Leer. Ich ging an die Flurtür, die war zugeklettet. Ich gab doch keinen anderen Ausweg als diesen, und der war von innen verschlossen. Die andere Tür führte zum Zimmer meiner Frau. Ich öffnete sie. Meine Frau saß da und nähte. Sie sah von der Arbeit auf und fragte in ihrem gewohnten munteren Tone, ob ich nun endlich frei sei, um ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten. Hier ist also kein geheimnisvoller Gast gewesen. Ich war unangenehm berührt, hielt es aber für das klügste, Ellen nichts merken zu lassen. Sie hatte ohnedies zuviel Interesse für derlei Geschichten.

„Einer meiner Patienten glaubt, einen kleinen Gegenstand bei mir verloren zu haben. Er klingelte soeben an und bat mich, ihn aufzubewahren. Du pflegst ja Glück zu haben beim Suchen; willst Du mir helfen?“

Ich hörte, daß meine Stimme nicht ganz natürlich klang, und Ellen gewahrte mit ihrem feinen Ohr sofort die Veränderung. Mit beunruhigtem Gesicht stand sie auf und folgte mir.

„Was fehlt Dir, Hermann“, sagte sie, „Du siehst schlecht aus und scheinst so müde. Du hattest eine allzu anstrengende Nacht, und auch am Tage keine Ruhe. Wittags mußt Du nun schlafen, was auch geschehen mag.“

Sie unterbrach sich und atmete schnüffelnd. „Welch eigentümliche Luft hier ist“, sagte sie. „Du hast doch nicht Moschus angewandt? So schwere Patienten hast Du wohl nicht gehabt?“

Auch ich empfand den Moschusgeruch ganz bestimmt, wußte ihn mir jedoch nicht zu erklären — wenigstens nicht auf natürliche Weise — und zog es daher vor, zu schweigen.

Wir suchten unter Tischen und Stühlen, riefen die Kinder und Mädchen herein, durchsuchten beide Zimmer und die Treppe — ohne Resultat. Nein, er hatte sein Medaillon auf dem kurzen Weg von meiner Wohnung zur Straßenbahn verloren, das war die einzige Möglichkeit — falls es nicht jemand genommen hat, der durch die geschlossenen Türen gehen konnte. Mir war recht unbehaglich. Das wäre etwas für Ellen. Doch wenn ich gleich einen Augenblick versucht war, es ihr zu erzählen, hielt ich doch damit zurück. Ich fürchtete, daß sie die Geschichte zu interessant finden könnte. Wir gaben das Suchen auf, und Ellen setzte sich pustend in den großen Stuhl, auf dem ich soeben die abgezehrte Gestalt der Maria geschaut hatte. Es war mir peinlich, meine kleine, blühende Frau gerade auf dem Platz zu sehen, und ich bat sie, aufzustehen.

Meine Nervosität schien sie beunruhigen. „Komm nur, Hermann“, sagte sie entschieden, „setz Dich zu mir und laß uns plaudern. Du kannst die Ruhe brauchen! Nimm Dir die Zeitung, die ich an dem Tage noch nicht hatte lesen können. Mein Blick glitt während des Gehens über die Familiennachrichten — Verlobte — Vermählt, — Tote. Da wurde mein Auge durch den ersten Trauerrand gefesselt: — Unsere geliebte Marie — nach langem Leiden — in Brenners Sanatorium — vierundzwanzig Jahre — —. Es flimmerte mir vor den Augen, ich war einer Ohnmacht nahe. Da hörte ich Ellens Stimme dicht an meinem Ohr:

„Hermann, Liebster, Du hälst es nicht aus mit all den Kranken.“

Ich aber dachte, daß ich es mit den Kranken wohl noch aushalten würde, wenn mich nur die Toten nicht beunruhigten.

Die Flucht vor den Frauen.

Von **John Bratt.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von **Rhea Sternberg.**

„Nein, beim besten Willen konnte ich ihn nicht wiedererkennen, wie angestrengt ich auch in meinem Gedächtnis unter meinen früheren Schulkameraden suchte, zu denen er, wie gesagt, gehört hat.

„Israel Erik“, klirte er mich schließlich lachend auf. „Donnerwetter, bis Du wirklich Israel Erik?“ rief ich überrascht aus. „Ja, da muß Du schon verzeihen; mein Schulkamerad dieses Namens war ein . . . ein nicht ganz so eleganter und stattlicher Herr!“

„Sage nur ganz ruhig, daß er ein ungeschlachter Bauernlümmel gewesen ist“, antwortete er lachend. „Aber das Leben in Amerika stubt Einen [illegible] zurecht, wenn man nur ins rechte Geleise kommt. Und ich hatte viel Glück kraußen, besonders als ich unsern Landsmann Ewald Brungren traf, wenn Du Dich seiner noch erinnerst.“

Ich erinnere mich dunkel, daß dieser, ein noch tölpelhafterer Bauernbursche als Erik, einige Jahre, ehe ich die Schule verließ, zugewandert war.

„Der hat Glück gehabt“, wiederholte er, „und eine köstliche Geschichte könnte ich Dir von ihm erzählen!“

Wir suchten ein behagliches Restaurant auf, und als wir uns bei einem guten Glase Wein gegenüber saßen, begann er:

„In den ersten Jahren war mir's schlecht gegangen, und ich war ziemlich herunter, als ich eines Tages Brungren traf. Er hatte bereits viel Geld geschafft, freute sich, einen alten Bekannten zu be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130105024/fragment/page=0001

gegnen und engagierte mich als Aufseher seines Goldgebietes. Er hatte eine ziemlich große Strecke gemutet, hatte mehrere Arbeiter in seinem Dienst und bot mir einen sehr anständigen Lohn. Eines Tages stiegen wir auf eine außerordentlich ergiebige Goldader, in kurzer Zeit war Brungren steinreich, und der Ruf von seinen Erfolgen verbreitete sich rings im Lande. Natürlich ließen ihn auch die Frauen der Gegend bald verstehen, daß sie nichts dagegen hätten, seine Millionen in einem christlichen Ehebund mit ihm zu teilen.

Du erinnerst Dich vielleicht von früher noch, daß Ewald Brungren sehr schüchtern war und sich auf Frauenzimmer absolut nicht verstand. Und nun stand er da, umgeben von einer ganzen Schar von Mädchen und Witwen, die ihn alle seines Geldes wegen heiraten wollten.

„Wie soll ich mich vor ihnen retten?" fragte er mich öfter als einmal. „Ich fürchte wirklich, daß eine von ihnen mich in einem unbewachten Augenblick festnagelt und vor den Altar oder richtiger gesagt vor das Standesamt schleppt!"

Und obwohl ich über seine Besorgnis lachen mußte, sagte ich mir innerlich, daß es einer schlauen Abenteurerin, an denen es dort nicht fehlte, sehr leicht gelingen könnte, ihn bei seiner Unerfahrenheit in solchen Dingen zu düpieren. Mehr im Scherz als im Ernst riet ich ihm deshalb:

„Nun, so berufe doch einen geschickten Detektiv her, der die Frage der Vergangenheit und größeren oder geringeren Achtbarkeit all dieser heiratslustigen Weiber mit Leichtigkeit lösen könnte — für den Fall, daß Dich wirklich eine von ihnen fängt."

„Hurra! Das ist eine glänzende Idee!" rief er da entzückt aus. „Ich werde nach einem Detektiv telegraphieren, und das sofort! Denn sieht Du, Jim . . . eigentlich habe ich schon manchmal daran gedacht — zu heiraten — zwar noch nicht an eine Bestimmte — doch heiraten möchte ich ganz gern — aber ich könnte leicht von einer Schwindlerin übertrumpelt werden — wenn auch nur, indem sie mich zu irgendeinem unvorsichtigen Wort verleitet, das sie dann benutzt, um einen Zwang auf mich auszuüben." Und er verließ mich wirklich, um nach einem Detektiv zu telegraphieren.

Doch nach einigen Tagen begegnete er mir mit noch klägicheren Mienen als zuvor. „Hör' mal", sagte er, „das scheint ein merkwürdiges Detektivbureau zu sein, an das ich da telegraphiert habe! Sie antworteten, daß ihr bester Detektiv auf diesem Gebiet, Wilson, mit dem ersten Zuge kommen werde; aber ich habe bis jetzt noch keinen Schimmer von ihm gesehen! Ja, und — hm — gerade in den letzten Tagen habe ich klarer als je erkannt, daß es ein böses Ende nehmen wird. Als ich z. B. neulich auf dem Fest bei Barrisons war, mußte ich die verzweifeltste Mühe anwenden, um nicht mit einer dieser heiratslustigen Damen allein zu bleiben. Sie wollten mich durchaus hinauslocken, um mit mir in der schönen Mondscheinnacht zu promenieren, und wandten tausend Kniffe an. Und die Gefährlichste von ihnen ist sicher Frau Harden! — Sie hat mich allerdings noch nicht direkt angezapft, starrt mich aber unaufhörlich mit ihren großen blauen Augen an und ist überall, wo ich bin."

„Frau Harden? Die schöne junge Dame, die Barrisons uns vorgestellt haben? Ein neuer Anschlag glaube ich? Ich habe sie wenigstens vorher noch nicht gesehen."

„Ja, und — und das allerschlimmste ist —, daß ich gleich beim ersten Sehen Gefallen an ihr fand", sagte Brungren in kläglichem Ton.

Ich mußte ihm ins Gesicht lachen.

„Aber, lieber Freund, was ist denn darüber zu weinen, wenn sie Dir gefällt? Falls Du eine brave Frau in ihr erkennst, so heirate sie. Amen!"

„Du hast leicht scherzen, Du mit Deiner reizenden Braut, von der Du weißt, daß sie ein prächtiges Mädel ist. Aber wie soll ich denn Frau Harden erkennen?"

„So schick' ihr einen Detektiv auf den Hals", lachte ich unbarmherzig, „bepeschiere nochmals an jenes Bureau oder an irgend ein anderes."

„Nein, das werde ich nicht tun", antwortete er mit großer Bestimmtheit. „Wenn Frau Harden, was ich hoffe, ein guter und netter Mensch ist, wäre das ja der größte Schimpf für sie — denke, wenn sie bereits erfahren hätte, daß ich — nein, das geht absolut nicht!"

Bei der nächsten Gelegenheit beobachtete ich Frau Harden so genau wie möglich. Sie war sehr schön, hatte kluge, große, blaue Augen, feine Züge, prachtvolles goldbronzenes Haar und eine äußerst elastische Gestalt. Sie schien sehr still und zurückhaltend zu sein, doch ich konnte den Eindruck nicht los werden, daß sie Brungren und alle, die mit ihm sprachen, genau beobachtete, und daß es ihr in unauffälliger Weise stets gelang, in seiner Nähe zu sein. Das erweckte in mir einen instinktiven Argwohn gegen sie, und ich verbarg ihm diese meine Beobachtung nicht.

„Also hast Du es auch bemerkt?" rief er aus. „Und dabei kann ich nicht leugnen, daß sie mich in hohem Grade interessiert — ja, ich fürchte fast, daß ich im Begriff bin, mich in sie zu verlieben. Und nun ist sie wahrscheinlich eine richtige Abenteurin! Ich glaube, mir bleibt nur eins übrig: ich reise fort!" klagte er.

Und er tat es wirklich, ohne mir seine Reiseziel zu verraten.

Als ich nach einigen Tagen wieder bei Barrisons zu einer kleinen Gesellschaft war, sah ich mich sofort nach der schönen Frau Harden um, fand sie jedoch nicht.

„Sie suchen vergebens", klärte mich Frau Barrison auf meine Frage auf, „sie hat uns schon wieder verlassen und ist abgereist — wohin, weiß ich nicht."

So! Sie ist also auch fort, ist Brungren nachgereist?! War die schöne Witwe wirklich dem Millionär gefolgt, um ihn in die Ehe zu treiben? Sollte diese reizende Frau in der Tat eine so raffinierte Abenteurerin sein?

Brungren war etwa eine Woche fort, als ich plötzlich eines Abends das folgende Telegramm erhielt: „Komme sofort. Ich wohne im Hotel Madison, Newyork. Ewald."

Was war nun geschehen? War es etwas mit Frau Harden?! Ich reiste mit dem nächsten Zuge und kam abends spät in Newyork an. In dem angegebenen Hotel wohnte kein Reisender des Namens Brungren, erklärte man mir, hatte auch nicht hier gewohnt. Da stand ich nun, voller Erstaunen und Unruhe. Ich wollte mich gerade in einige Hotels auf die Suche begeben, als mir jemand auf die Schulter schlug und Brungren neben mir stand. Er sah bleich und verstört aus.

„Was um Gottes willen ist denn nur los?" fragte ich hastig.

„Still! Folge mir rasch in mein Zimmer!" antwortete er flüsternd.

„Aber Du wohnst ja nicht hier", sagte ich verwundert.

„Ja, doch unter anderem Namen. Ich will Dir gleich alles erklären."

In seinem Zimmer angekommen, verschloß er sorgfältig die Tür und sagte rasch:

„Was soll ich beginnen? Du mußt mir helfen! Wohin ich auch gehorchen bin, ist Frau Harden mir gefolgt! Wie sie mich überall erwischt hat, ist mir ein Rätsel. Wenn Du nicht auf einen Ausweg kommst, schließt die Sache damit, daß ich mich ihr auf Gnade und Ungnade ergebe!"

Ich suchte ihn zu beruhigen, doch gelang es mir nur teilweise.

„Wo ist sie jetzt?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht. Aber ich könnte darauf schwören, daß sie nicht weit entfernt ist. Ich habe meinen Namen vertauscht und alle möglichen Umwege gemacht, doch sie spürt mich überall aus!"

Ich begann ernstlich zu fürchten, daß diese fixe Idee meinem armen Freund den Verstand verwirrt hätte. Er litt sicher an Verfolgungswahn. Um ihn, wenn noch möglich, zu heilen, beschloß ich, ihm zu einer Reise nach unserm alten Schweden zu raten; dort würde er vielleicht sein früheres Gleichgewicht wiedergewinnen, dessen ihn die jahrelange übermäßige Arbeit beraubt zu haben schien. Es bedurfte nicht vieler Worte, um ihn dazu zu überreden. In größter Eile beschlossen wir, daß ich inzwischen seine geschäftlichen Angelegenheiten versehen sollte und unterrichteten uns über die nächste Verbindung nach Europa. Früh am folgenden Morgen ging ein Schiff nach England.

„Nun wollen wir in die Stadt gehen, ein gutes Souper nehmen und von allem sprechen, außer von Frau Harden", sagte ich schließlich. „Wenn ich mit Dir bin, fürchtest Du sie doch wohl nicht, wie?"

„Ich . . . ich weiß wirklich nicht, ob ich sie überhaupt fürchte", stammelte er nervös. „Vielleicht liebe ich sie noch mehr, als ich sie fürchte."

Das Problem war mir zu verwickelt. Ich sah davon ab, es zu lösen, und wir fuhren mit dem Fahrstuhl hinunter, um das Hotel zu verlassen. Als wir das große Vestibül betraten, war die erste Person, die wir sahen — — Frau Harden!! Der arme Brungren blieb jäh stehen, starrte sie erblassend an und packte mich krampfhaft am Arm. Dann ließ er mich wieder los, ging direkt auf die schöne Frau zu und sagte gebrochen:

„Frau Harden . . . ich halte es nicht länger aus . . . Ich ergebe mich Ihnen auf Gnade und Ungnade! . . . Nehmen Sie mich mich Haut und Haar!"

Ehe ich herbeieilen konnte — ich stand wie gelähmt vor Bestürzung — war Frau Harden ein paar Schritte zurückgetreten und sah nun ebenso erstaunt erst Brungren, dann mich, dann wieder Brungren an.

„Was bedeutet das?" fragte sie in kaltem Ton. „Was meinen Sie damit, Herr Brungren? Oder Sie, Herr Exil? — Ist Ihr Freund verrückt geworden?"

Da standen wir alle drei und starrten uns an.

„Was soll das bedeuten?" rief Frau Harden noch einmal, nun in ungeduldigem Ton. „Dieser Scherz erscheint mir recht unpassend."

„Entschuldigen Sie, Frau Harden", warf ich nun ein, „mein Freund Brungren fühlt sich nicht recht wohl, und . . ."

„Ja, das ist aber doch wohl kein Grund für ihn, mich in dieser seltsamen Weise anzureden", antwortete sie stolz. „Zwar hörte ich von der Firma, daß er ein wenig eigentümlich sein soll, aber . . ."

„Von der Firma?" stammelte Brungren mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich verriet, daß es in seinem Kopf noch wirrer aussah, als in dem meinen.

„Ja, als ich den Auftrag erhielt, über Ihre Sicherheit zu wachen", sagte Frau Harden.

„Sie sollten . . . Sie sollten . . . über meine Sicherheit wachen? Sie . . . haben mich also nicht verfolgt, um . . . um . . ."

„Um was?" fragte die schöne, junge Frau scharf. „Wollen Sie wirklich behaupten, daß Sie nicht wissen, wer und was ich bin?"

„Nein . . . ich glaubte . . . ich hatte keine Ahnung, daß . . ." stammelte mein Freund nun doppelt verlegen, schüchtern und unglücklich. „Was sind Sie denn?"

„Das ist wirklich lächerlich", antwortete sie und sah nun weniger ernst aus.

„Die Firma hat Sie doch sicherlich davon unterrichtet, daß sie mich schickt?"

„Die Firma? Welche Firma?" rief ich aus. Meine Neugier war nicht länger zu zähmen.

„Die Detektivfirma natürlich, an die Herr Brungren telegraphiert hatte!" lautete die verblüffende Antwort, die ich allerdings bereits geahnt hatte.

Brungren stand wie aus den Wolken gefallen.

„Sie sind also . . . ein Detektiv?" preßte er schließlich heraus, „ein weiblicher Detektiv? und gar keine . . ."

Nun brach Frau Harden in Lachen aus, in ein klingendes, heiteres Lachen, das klang wie Musik.

„Nein, gar keine . . ." antwortete sie noch immer lachend. „Nun begreife ich: Sie glaubten, ich sei eine Abenteurin und auf der Jagd nach Ihrem Gelde! Das erklärt Ihre seltsamen Blitzreisen kreuz und quer! Armer Herr Brungren, wie ich Sie geängstigt haben muß, indem ich Ihnen beständig auf den Fersen war!"

Frau Harden — oder richtiger Fräulein Wilson, die sich in ihrer Tätigkeit Frau nannte — war also von der Detektivfirma geschickt worden, die Brungrens Telegramm so aufgefaßt hatte, als fürchte er nicht nur Abenteurerinnen, sondern überhaupt alle Fremden und traue ihnen gefährliche Pläne zu. Fräulein Wilson war ihr geschickteter Detektiv für delikatere Aufträge und pflegte mit Erfolg dahin gestellt zu werden, wo ein männlicher Detektiv nur schlecht gearbeitet hätte, ohne seinen Beruf zu verraten.

Und das Ende war, wie es sein mußte. Brungren ergab sich demnach auf Gnade und Ungnade dem schönen, prächtigen Mädchen; und sie nahm ihn in Gnaden auf, nachdem er eine Zeitlang Buße getan und sich gebessert hatte. Und nun sind die beiden die glücklichsten Eheleute in ganz Amerika.

Ja, das ist die Geschichte von der Flucht meines Freundes Brungren vor den Frauen", schloß Mister Exil seine Erzählung.

Der Umschwung.

Von **Hermann Wagner.**

Schlicht und bescheiden lebte ich in der kleinen Stadt Kurz.

Von Beruf war ich Schreiber. Von Aussehen war ich dünn und schmächtig.

Denn ich bezog ein Einkommen von monatlich 85 Reichsmark.

Ich will bemerken, daß ich von Natur mehr zur Schlemmerei hinneige, als zur Schlichtheit, und daß es mir fern liegen würde, den Bescheidenen zu spielen, wenn ich, um den Frechen herauszukehren, nur genug — Geld hätte.

Aber mit monatlich 85 Reichsmark?

Jedermann wird einsehen, daß es für mich schon besser war, aus der Not eine Tugend zu machen und mich bis auf weiteres für die Schlichtheit zu entscheiden.

Und das tat ich denn auch.

Ich wohnte in einer Mansarde dicht unterm Dach, schwitzte im Sommer, fror im Winter und hungerte während der letzten Tage im Monat.

Im übrigen dankte ich der Vorsehung, daß sie mir, wenn auch nichts Materielles, so doch etwas Ideales zum Geschenk gemacht hatte: einen unverwüstlichen Optimismus.

Es war, das darf man mir glauben, ein Optimismus von besonders zäher Art, und er wurde nur noch von meiner Phantasie übertroffen.

Diese freilich grenzte ans Fabelhafte. Sie war so glühend, daß unter ihrem Einflusse die Eisblumen an meinem Fenster sich in diamantene Geschmeide verwandelten und das Knurren meines hungrigen Magens sich wie üppige Tafelmusik anhörte.

Denn ich nahm mein Schreiberdasein und mein Einkommen von monatlich 85 Reichsmark einfach nicht ernst.

Ich rechnete damit, daß sich eines Tages in meinem Leben ein großer Umschwung vollziehen würde. Ganz plötzlich über Nacht würde er da sein, dieser Umschwung. Ich, der ich als Schreiber schlafen gegangen war, würde als Krösus erwachen.

Welche realen Unterlagen ich für diese meine Annahme hatte?

Gar keine. Nicht einmal den Schatten einer realen Unterlage hatte ich dafür.

Ich hatte nur meinen Optimismus. Und meine Phantasie. Und meine Jugend.

Denn, so wahr mir Gott helfe, ich war noch nicht siebzehn Jahre alt.

*

Inzwischen aber, ehe der Umschwung kam, malte ich mir aus, was ich tun würde, wenn er erst wirklich da wäre — der Umschwung.

Ich richtete mich gewissermaßen auf ihn ein.

Der große Tag, dachte ich, soll mich nicht unvorbereitet treffen.

Und planmäßig stellte ich ein Verzeichnis dessen auf, das, damit mein Leben ein vollständig glückliches würde, unumgänglich notwendig war.

Anders malt sich das Glück im Geiste des Alters, anders in der Phantasie der Jugend — (wie wahr!)

Ich war jung und nahm als erstes, unumgängliches Attribut des Glücks einen Klubsessel.

Einen Klubsessel, in dessen schwellender Polsterung man so richtig versank, in dem man satt verdauend seine Zigarre rauchte und rauchend träumte.

Gleich nach dem Klubsessel aber kam ein Konversationslexikon. Und nach dem Konversationslexikon ein Feldstecher. Und nach dem Feldstecher ein photographischer Apparat. Und nach dem photographischen Apparat eine Schreibmaschine. Und nach der Schreibmaschine eine Ziehharmonika.

Jawohl, eine Ziehharmonika.

Denn ich alles das habe, dachte ich, dann bin ich glücklich.

Ich gebe zu, daß der Zusammenhang zwischen allen diesen Dingen etwas verworren scheinen mag, und ich verstehe ihn, offen gestanden, heute selbst nicht.

Muß er aber trotz alledem nicht dagewesen sein, da ich damals so felsenfest von dem Glücke, das gerade nur diese Dinge vermitteln, überzeugt war?

Man vergesse nicht, daß ich Optimist und Phantast war.

Welche Möglichkeit schließt nicht ein Klubsessel in sich ein, wenn man erst einmal satt in ihm sitzt und aus seiner Perspektive den Blick über ein Konversationslexikon (mit Regal in Eiche), einen Feldstecher, einen photographischen Apparat, eine Schreibmaschine und eine Ziehharmonika hingleiten läßt!

Man muß, um das zu verstehen, einmal noch nicht siebzehn Jahre alt sein.

*

Die Jahre gingen.

Ich wurde zwanzig und lernte es, die Fäuste zu ballen.

Ich wurde dreißig, und mein Optimismus fing an, etwas ranzig zu werden.

Ich wurde vierzig, und siehe — meine Phantasie hatte reichlich Fett angesetzt!

Als ich aber fünfzig war, da kam — wer hätte das noch gedacht! — ganz plötzlich der Umschwung.

Ich machte eine Erbschaft.

Da ich es jetzt wirklich eilig damit hatte, vollkommen glücklich zu werden, gönnte ich keine Minute länger, sondern setzte mich unverzüglich in den Besitz der sechs Dinge: eines Klubsessels, eines Konversationslexikons, eines Feldstechers, eines photographischen Apparates, einer Schreibmaschine und einer Ziehharmonika.

Ich kaufte mir alles — ich konnte mir das leisten — in bester Qualität und legte es wie eine Weihnachtsbescherung in hübscher Reihe vor mich auf den Tisch hin — bis auf den Klubsessel natürlich, den ich recht bequem in einer Ecke des Zimmers plazierte und in dessen schwellende Polsterung ich mich aufseufzend niederließ.

Und dann nahm ich aus meiner hornenen Schnupftabakdose eine Prise, besah mir alles auf das genaueste und prüfte meine Seele.

Bist du jetzt glücklich? fragte ich mich.

*

Und es stellte sich heraus, daß dies nicht der Fall war.

Denn so fragte ich mich weiter, was soll mir:

a) ein Konversationslexikon, da ich längst nicht mehr neugierig bin?

b) ein Feldstecher, da mir die Gicht Ausflüge ohnedies nicht gestattet?

c) ein photographischer Apparat, da ich zu solchen Kindereien nur noch lächle?

d) eine Schreibmaschine, da mir mit dem Ehrgeiz auch die Arbeitslust abhanden gekommen ist.

Nein, ich konnte alle diese Dinge nicht brauchen, und da sie mir im Wege waren, schenkte ich sie einem jungen Neffen, der nürrischerweise behauptete, sie machten ihn überglücklich.

Für mich selbst behielt ich nur den Klubsessel und die Ziehharmonika. Sie machten mich natürlich nicht glücklich, aber sie machten mich in den Stunden, da die Gicht mir etwas Ruhe ließ, immerhin zufrieden.

Denn man vergesse nicht, daß ich aus Gründen rapid fortschreitender Fettleibigkeit kein Phantast mehr war und daß ich, weil sich mir die Dinge nun alle nüchtern offenbarten, notgedrungenerweise Pessimist werden mußte.

Pessimist aber heißt: sich bescheiden.

Daran dachte ich immer, wenn ich bei einer guten Flasche Weines in der schwellenden Polsterung des Klubsessels gleichsam versank und dem Balg der Ziehharmonika leis elegische Töne entlockte.

Und ich beschied mich.

Pariser Blumenmädel.

Skizze von Marcel Gollé.

Monsieur Lépine, der herrschgewaltige Polizeipräfekt von Paris, hat den kleinen Blumenmädeln den Krieg erklärt. Ein Erlaß, den er kürzlich herausgab, bestimmt, daß künftighin keine Medaillen mehr an diejenigen unserer graziösen Mitbürgerinnen verliehen werden sollen, die auf den Straßen die lieblichen Rizaner Veilchen und Rosen feilzubieten und damit den Blumengeschäften Konkurrenz zu machen gedenken. Wer aber keine Medaille besitzt, hat auch kein Recht, die geschmückten Midinettes, die würdevollen Senatoren, die eleganten Boulevardiers und den Kindern der Riviera Flora zu schmücken — er wird, o Graus, vom ersten besten Sergot beim Kragen genommen und auf die Wache spediert. Die Folgen sind dann nicht sehr angenehm, Strafmandat und Arrest, im Wiederholungsfalle gar Korrektionshaus wegen „Vagabundierens", und was der juristischen Tücken mehr sind. Man sieht: die Welt wird tagtäglich barbarischer, und zwie der Konkurrenzkampf zwischen Blumenmädel und Magasin zeigt die Kleinen werden von den Großen aufgefressen.

Manch ein französischer Romancier hat uns Leben und Schicksal dieser armen Mädel beschrieben, die noch fast Kinder sind und schon mitten im brutalen Daseinskampfe stehen. Sie kommen aus der Provinz, mitunter sogar aus dem Ausland und sehen sich, wenn sie keine Stelle finden oder sonstigen Schutzes entbehren, gezwungen, nach Art der Kamelots ihr Brot zu verdienen. In den armseligsten Bierteln von Paris hausen sie, meist zusammen mit ein paar Kameradinnen; denn der karge Verdienst reicht nicht, um auch nur das bescheidenste Dachstübchen allein bewohnen zu können. Aber sie fühlen sich so lieber zu Hause, wo sie zu zweien oder dreien beieinander sind, sich gegenseitig helfen und trösten und zusammen erlustieren. Ja, man denke nicht, daß hier, wo jeder rostige Sou dreimal herumgedreht wird, ehe er ausgegeben werden darf, und wo oft die vereinten Anstrengungen die bitterste Not nicht abhalten können, nun auch „eitel Traurigkeit" herrsche. Die Jugend, und besonders diese unverzärtelte, tapfere Jugend, vergißt so leicht und ist mit so wenigem zufrieden. Soll ich dem wohlgelegenen kleinen Bürgermädel erzählen, wie diese ihm gleichaltrigen Kinder leben? Nun, da ist manch Ueberraschendes zu berichten.

Auf den großen Boulevards ist seit kaum einigen Stunden der Lärm der Weltstadt verbot, noch ist die späte Morgenröte des Wintertages um ebenso viele Stunden entfernt, und schon herrscht in dem bescheidenen „Bigwam"-Leben und Bewegung. Yvonne kocht den Kaffee. Auf dem Steinkamin, in welchem niemals ein Feuer brennt (das würde zuviel kosten), steht die kleine Spirituslampe. Zur Seite eine Kerze. Das Wasser brodelt mit einem lustigen Glucksen in der eisernen Kaffeerolle; flugs den „Sab" hineingeschüttet, den man unten in der Bar vom Vortage mitgenommen. Madame Firmin hat gesterni bekommen, die braunschwarze Lichorie hinzugetan, und der Göttertrank ist fertig. Dem Millionär wird der echte arabische Mokka schwerlich so gut schmecken wie Yvonne, Marie-Luise und Madeleine der allmorgendliche Frühstückskaffee, der zusammen mit ein paar „croissants" von vier Uhr morgens bis ein, zwei Uhr mittags so ziemlich ihre einzige Nahrung bildet. Inzwischen hat man sich zum Ausgehen fertig gemacht. Ein jedes nimmt den Korb für die Blumen auf den Rücken, auf leisen Sohlen geht's die vielen wackligen Treppen hinunter, und schon ist das Trio unterwegs zu den weitentfernten Markthallen. Es heißt sich gehörig sputen, will man dort nicht zu spät ankommen.

In den düsteren, engen Gassen des Vorstadtviertels hallen die Schritte der frühen Wanderer wider; bisweilen tauchen verdächtige Gestalten auf, aber unsere Mädel kennen keine Furcht, sie wissen, daß die braven Sergots ratlos unterwegs sind, und überhaupt — drei kleine Pariserinnen, die zusammen gehen, sollten Angst haben?! Man würde sich schon zu verteidigen wissen, aber sicher! Und die große Blumenschere ist da keine zu verachtende Waffe. Nun, es muß gesagt werden: unser junges Trio denkt an ganz andere Sachen, als an die Gefahren des Pariser Nachtlebens.

Yvonne, die Aelteste, träumt von einem Blumenstand, einem richtigen, schönen Kiosk, den sie am Boulevard Saint-Germain gesehen hat, und der ihr ausnehmend gut gefällt. Ja, wenn sie so viel ersparen könnte, um ihn zu mieten und sich wie eine richtige Blumenhändlerin einzurichten! Bis dahin wird es wohl noch gute Weile haben; aber Yvonne, die ihr Meister liebt, mit einer zärtlichen Liebe und einer echt französischen impulsiven Hartnäckigkeit, hat ein Ziel vor Augen . . . kann man ihr Besseres wünschen?! Mades leine, die Jüngste, ist noch ganz kindliche, verträumte Sehnsucht. Sie fühlt das harte Leben und tappt hindurch, mit vielen bunten Wünschen in der Seele und vor sonders dem einen: sich einmal recht satt zu essen an den Kuchen, Delikatessen und tausend anderen Herrlichkeiten, die sie alltäglich auf den glänzenden Boulevards sieht, und die doch so unerreichbar sind. Wollte aber eines Tages ein eleganter (und lumpiger) Kavalier kommen und der bis dahin sittlich herangewachsenen braunlockigen Madeleine dieses alles und noch weitere tausend prächtige Dinge versprechen, so könnte er eine rechtschaffene Enttäuschung erleben und die Erfahrung machen, daß mitten in der Verderbnis der Großstadt noch Wunderbares an Unschuld und Herzensadel zu finden ist. Von Marie-Luise ist indessen zu vermelden, daß sie ihrem harten Berufe bei erster Gelegenheit untreu werde, dafür aber als „kleine Midinette" ein weniger pittoreskes, jedoch leichteres Dasein gefunden hat.

Inzwischen ist man im Quartier der Markthallen angekommen. Welch ein Lärm, welch eine atemlose Geschäftigkeit herrschen hier in der frühen Morgenstunde! Es mag gegen sechs Uhr sein; noch liegen die Schatten der Novembernacht über den riesenweiten, grauen Glasdächern, unter denen Millionen von Blumen, Früchten, Gemüsen und anderen Lebensmitteln zum Verkauf kommen. In den Pavillons Nr. 7 und 8 werden die Blumen feilgeboten. Hier langen die hochspeedigen Lastwagen der P. L. M.-Bahn an, welche die von der Riviera kommenden Sendungen enthalten, einige tausend Körbe und Kisten, gefüllt mit Veilchen, Rosen, Nelken, Schneeglöckchen, Mimosa und vielen anderen Arten, deren der Pariser Blumenhandel während der Saison bedarf. Andere gleichfalls bedeutende Sendungen kommen aus Languedoc und der Gascogne, ein erheblicher Teil (circa ein Drittel) des täglichen Bedarfs aus der Banlieue. Denn auch in der Umgebung von Paris hat sich die Blumenzucht, speziell diejenige in Treibhäusern, während der letzten Jahrzehnte erheblich entwickelt. Manchen die Großgründer und die „grands fleuristes" ihre kostspieligen Einkäufe gemacht haben, wird der Platz frei für die vielen „Kleinen" des Metiers, die nur ein paar Louis oder gar nur einige Francs in ihrem Handel anlegen können. Zu letzteren gehören natürlich unsere Blumenmädel, die sich meist bei einer bestimmten Handlerin ihren Tagesvorrat besorgen. Einmal im Besitz dieses Vorrats, beeilen sie sich, ihn in möglichst viele kleine Buketts umzuwandeln, die selbstredend mehr einbringen als die losen Blumen. In den winkligen Gassen des Markthallenquartiers findet sich immer noch ein Plätzchen in irgendeinem Straßenwinkel oder unter einem Torbogen, wo man ungestört mit Schere und Faden arbeiten kann und binnen kurzem ein paar hundert zierliche Sträußchen zuwege bringt. Diese werden nebst einer Anzahl besonders schöner loser Blumen sorgfältig in den Korb verstaut, und dann geht's auf die Reise durch das riesenweite Paris, um die duftige Ware an den Mann zu bringen.

Man muß es den Pariserin lassen: sie verstehen, Blumen zu kaufen; in der Tat verbraucht keine Stadt der Welt soviel von diesem Naturschmuck, wie die französische Metropole. Jede Jahreszeit hat da ihre Lieblingsblume. Wenn im Oktober die „Große Saison" beginnt, erscheint das Veilchen; man kann behaupten, daß es die populärste Blume in Paris darstellt, denn es begleitet uns bis in den Spätfrühling hinein und erreicht einen veritablen Rekordverkauf von über 250 000 Buketts pro Tag, der im Februar und März, günstige Marktpreise vorausgesetzt, bis auf 400 000 Buketts steigen kann. Selbstredend sind dies Ausnahmezahlen, aber sie sind durch die Statistik der Markthallen als tatsächlich nachgewiesen. Die Blumenmädel verkaufen fast nur die kleinen Sträußchen zu zwei Sous, da sich diese am leichtesten absetzen lassen, und überlassen es den Händlerinnen, Kiosken und Magazinen, größere Buketts an den Mann zu bringen. Im Frühjahr folgt alsdann, oft sehr zeitig, im März oder April, die Rose. Sie ist gleichfalls sehr begehrt, und es gibt Tage im Mai, wo rund eine Million davon die Hallen verläßt; der Wert einer solchen „Rosenflut" beträgt gegen 50 000 Franken im Engrosverkauf, was einen Detailpreis von 80- bis 90 000 Franken bedeutet. Der Artenreichtum halber mag erwähnt werden, daß die Million Rosen, mit der sich Paris an einem schönen Maitage schmückt, ausreichen würde, um die Notredamekirche nebst ihren zwei Riesentürmen vollständig zu tapezieren. In den Sommermonaten erscheinen neben den Rosen, welche sich bis in den August hinein behaupten, Lilien, Goldlack, Mimosa, Reseda, Nelken, Dahlien und Chrysanthemen. Mit diesen und manchen anderen, in kleineren Mengen verkauften Blumen wissen die jungen Mädchen, trotz des

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130105024/fragment/page=0002